



Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 6.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1924.

Unveröffentlichte Gedichte.

Von Hermann Löns.

Herbst.

Ueber die Heide der Ostwind zieht,
Die Kiefern rauschen leise,
Die Goldammer singt ihr blasiertes Lied,
Die alte, gleichgiltige Weise;
Der Frühling ist tot, die Blumen sind krank,
Verstummt ist der lustige Finkengesang,
Nur die Ammer singt voller Traurigkeit:
„Mein Nest ist so weit, so weit!“
Von meiner Brust ein Seufzer weicht:
Wozu der Kampf und die Sünde?
Hab' nie den Saum des Glückes erreicht,
Ich glaube nicht, daß ich es finde;
Mein Lebenskahn ist lange zerschellt,
Mein Leib ist müde, und weit ist die Welt,
Der Tag ist kurz und so schnell die Zeit,
Und mein Glück liegt so weit, so weit.

Mücken.

Breiter, blutgroter Rachen,
Platter Kopf mit Mörderblicken —
Luftig tanzen über Blumen
Singend auf und ab die Mücken.
Wie ein Bliß aus blauem Himmel
Sauft der rote Rachen nieder,
Und die Schwalbe flatter weiter —
Und die Mücken tanzen wieder.

Berghölzenteich bei Hildesheim.

Zu stillen, dunklen Bergwaldteichen
Zog mich mein Herz von Kindheit an.
In ihren düstern Märchenreichen
Ich manchen schönen Traum erfann.
Die Träume sind in nichts zerflozen,
Mein frohes Antlitz wurde bleich,
Doch fühl' ich stets mich hingezogen
Zu jedem dunkeln Bergwaldteich.

Lieferung von Sperlingsköpfen, eine jahrhunderte alte Einrichtung.

Von Dr. E. Rudolf Jungclauss.

(Nachdruck verboten.)

Von Zeit zu Zeit sehen sich die zuständigen Behörden veranlaßt, Verfügungen auszuschreiben, gemäß der von Grund- und auch Hausbesitzern Sperlingsköpfe nach Maßgabe der zu Eigentum besessenen Grundfläche, zum bestimmten Termin zur Ablieferung kommen müssen. Fast regelmäßig werden dann auch in der Presse Stimmen laut, die im Interesse des Tierchutzes darauf hinweisen, daß infolge solcher Bestimmungen viele nützlich und Singvögel dem „Spazemord“ zum Opfer fallen, indem sie das irrtümliche oder mutwillige Abschießen beklagen, dadurch sehr berechtigtermaßen den Nutzen und die Freude, die diese den Spazier- ähnlichen, oft auch nicht ähnlichen, Vögel hervorrufen, vergessen aber, oder unterschätzen doch den großen Schaden, den die Sper-

linge den Landwirten und anderen ländlichen Berufsvertretern verursachen. Den Bedenken der Singvögelbeschützer kann übrigens begegnet werden dadurch, daß die Sperlingsköpfe nicht im Frühjahr vor oder während der Brutzeit geliefert zu werden brauchen, sondern im Sommer, zur Zeit der Kornreife. Schießt man mit einer Schrotflinte in die sich stets sammelnden Schwärme hinein, wird man stets eine beträchtliche Anzahl als „Beute“ auffammeln können, ohne daß dabei irgendwelche Edelvögel getroffen werden, die sich selten oder nie unter die „Gassen- und Spitzbuben“ mischen.

Die auf Lieferung von Sperlingsköpfen abzielenden Maßnahmen finden übrigens eine gewisse Berechtigung in ihrem großen Alter, auf das sie hierzulande und auch im ganzen Hannoverlande zurückblicken können. Bei ihrem ersten Auskommen mußten nicht nur Sperlings-, sondern auch Elster- und Krähenköpfe abgeliefert werden. „Die Meinung einiger neuerer Beobachter der Natur, daß die Krähen durch Verfolgung des Ungeziefers den Feldern mehr Vorteil schaffen, als durch den Mißgenutz der Früchte ihnen Schaden zufügen sollen, wie auch die Beschwerden, Mißbräuche und der Zeitverlust, denen die Herbenschaffung der Krähenköpfe unterworfen waren, haben es veranlaßt, daß die Unterthanen davon entbunden wurden.“ Die Ausschreiben für das Fürstentum Calenberg vom 13. August 1685, und ein solches für das Fürstentum Lüneburg vom 26. November 1686 enthalten noch die Verbindlichkeit für Lieferung von Sperlings- sowie auch Krähenköpfen. Vorschriften vom 24. Oktober 1743 und vom 4. Januar 1772 schließen jedoch Krähen- und Elsterköpfe aus. Sie enthalten aber ein Verbot dagegen, „daß die verordnete Lieferung der Sperlingsköpfe nicht bei den Unteramtsbedienten mit Gelde redimiert werden soll. Die Bedienten, die dem Zuwider handeln, sollen mit Nachdruck dafür bestraft, und nach Befinden der Umstände ihres Dienstes entsetzt werden.“ Ein Edikt vom 28. März 1786 wegen Lieferung der Sperlingsköpfe in dem Fürstentum Lüneburg, wurde am 18. Januar 1793 wieder erneuert. Danach mußte ein Vollmeyer 10 Sperlingsköpfe, ein Halbmeyer und Großkötter 6, ein Kleinkötter und Brinksiher 4 alljährlich beibringen.

Schutz den Naturdenkmälern.

(Nachdruck verboten.)

Die 13. Jahreskonferenz der Naturdenkmalspflege wurde am 11. d. M. in den Räumen der staatlichen Stelle für Naturdenkmalspflege in Preußen, Berlin, Grunewaldstraße 6-7, abgehalten. Professor Dr. Schoenichen gab einen Ueberblick über die Fortschritte auf dem Gebiete der Naturdenkmalspflege und die Arbeiten der staatlichen Stelle. Darauf folgte die Enthüllung eines von Professor Jordan geschaffenen Bildnisses des am 12. Mai 1922 verstorbenen Begründers der Naturdenkmalspflege, Geh. Regierungsrat Professor Dr. Conwenh.

Die wissenschaftlichen Vorträge betrafen in erster Linie die Stellung der Naturdenkmalspflege zur Dedlandkultur. Professor Dr. Max Popp, Vorsteher der Versuchs- und Kontrollstation der Landwirtschaftskammer Oldenburg, erörterte die landwirtschaftliche Bedeutung der Dedlandkultur, und kam zu dem Ergebnis, daß die vollständige Kultivierung des Dedlandes ungefähr hundert Jahre beanspruchen und die jährlich auf den kultivierten Böden erzeugte Getreidemenge würde höchstens etwa ein Tausendstel unseres jährlichen Bedarfes an Brotgetreide ausmachen.

Prof. Dr. Ludwig Diels, Direktor des Botanischen Gartens und Museums, sprach dann über die Wichtigkeit der Erhaltung solchen Dedlandes für die biologische Wissenschaft. Er wies darauf

hin, daß die psychologische und biographische Forschung, wie auch der Hochschulunterricht und der Unterricht an unseren Schulen das Dedland brauchen. Sumpf und Moor, Heide und Trift müssen daher in größeren Parzellen und in ihren besten Mustern erhalten bleiben. Von Dr. Friedrich Marckgraf wurde diese Forderung für einen stark im Ausbühnen begriffenen Forschungszweig der Botanik, die Vegetationskunde, eingehend begründet. Auch Dr. Hans Hedike wies nach, daß die zoologische Forschung durch die vollständige Durchführung der Dedlandkultur stark beeinträchtigen würde, da die größeren Dedlandflächen für viele Tiere die letzten Zufluchtsstätten geworden sind.

Friesische Kirchen.

(Nachdruck verboten.)

Den Sachsen nicht ganz unähnlich in ihrer Wesensart und hartnäckigen Anhänglichkeit an das überkommene Vätererbe, haben die Friesen gleich diesen allen Christiniasierungsversuchen durch Jahrhunderte hartnäckig widerstanden, und erst Karl dem Großen gelang es, auch sie dem Christentum endgültig zu gewinnen. Damals dehnte sich die friesische Bevölkerung noch bis an die Weser aus, ihre Gaue waren wohlhabend und dicht besiedelt. Die Dörfer lagen selten weiter als eine halbe Wegstunde von einander entfernt, und bereits unter den Sachsenkaisern hatte wohl jedes größere Dorf seine eigene Kirche, durchweg zunächst noch Holzbauten, die aber schon im 11. Jahrhundert fast überall steinernen Gotteshäusern zu weichen begannen. Als Baumaterial dienten rheinischer Tuffstein, Granitfindlinge und später hartgebrannte Ziegel, in einzelnen Fällen, z. B. bei den Kirchen in Rodentkirchen und Esenshamm, auch Portasandstein. Den romanischen Baustil löste der gotische ab. Einige dieser Kirchen haben geradezu imposante Dimensionen. Eine nicht ganz kleine Zahl hat den Stürmen der Zeit getrotzt, andere haben einen mehr oder weniger tiefgreifenden Umbau erfahren, und von wieder anderen stehen nur noch die ehrwürdigen Ruinen, oder auch sie sind ganz von der Erdoberfläche verschwunden. Mit diesen steinernen, teilweise auf ein volles Jahrtausend heimatischer Geschichte zurückblickenden Zeugen oft blutiger Fehden, grausiger Sturmsluten, und dann auch wieder friedlicher und tatkräftiger Entwicklung beschäftigt sich, soweit sie dem Gebiet zwischen Weser und Ems angehören, das sachlich und verständlich geschriebene Büchlein von Carl Woebden, „Friesische Kirchen“, der neueste Band in der Heimatbücherei „Bücher im Goldenen Reif“, die vom Friesenverlag A.-G., Bremen-Wilhelmshaven, herausgegeben wird. Inhaltlich das Wesentlichste knapp zusammenfassend, ausgestattet mit 16 ganzseitigen Abbildungen der geschilderten Kirchen, schmuck im Einband, empfiehlt sich das handliche Bändchen jedem, der dem Werden und Wachsen unserer niederdeutschen Heimat Interesse entgegenbringt.

Wie schon erwähnt, ist eine nicht kleine Anzahl der friesischen Kirchen aus rheinischem Tuffstein erbaut. Zu ihnen gehört auch die Kirche in Blexen. Der aus Ziegelstein aufgemauerte massive Turm stammt höchstwahrscheinlich aus einer etwas späteren Zeit. Bei einer Belagerung durch die Bremer 1419 wurde der Turm zum Einsturz gebracht und dann neu ausgeführt. Die Kirchenruine in Blexen wird noch auf Willehad zurückgeführt, der hier auch 789 gestorben ist. Die erste Kirche wird aber wahrscheinlich eine Kapelle in Holzbau gewesen sein, der erst im 12. Jahrhundert der Steinbau folgte. Tuffsteinkirchen standen weiter in Langwarden, Schortens, Esens, Norden, Arle, Rysum und an anderen Plätzen. Sie sind nur zum kleinsten Teile erhalten, am besten die zu Arle. Auch die Bremer Kirche ist aus Tuffstein aufgebaut. Unter den Kirchen, die aus Findlingen aufgemauert sind, ist die 1233 geweihte Sillensteder Kirche durch Größe und Schönheit ausgezeichnet. Sie hat eine Länge von über 44 Meter, ihre Breite beträgt 13 Meter. Die Außenmauern bestanden ganz aus Findlingen, darunter Blöcke von ganz ungewöhnlicher Größe. Einer ist 1,70 Meter lang und 1,25 Meter hoch. Eine andere Findlingskirche ist die zu Waddewarden, an ihr machen sich auch bereits Einwirkungen der Gotik bemerkbar. Findlingskirchen stehen übrigens auch auf dem rechten Ufer der Weser, in Dorum, Jmsum und Mussum. Vielfach begegnet man bei den aus diesem Material erbauten Kirchen die ausschließende Verwendung von Ziegelfleinen, namentlich in der Uebergangszeit zur Gotik. So bei der Pfarrkirche in Reepsholt, wo auf eine 5 Meter hohe Untermauer aus Findlingen eine tiefrote Ziegelmauer mit spitzbogigen Fenstern gefolgt ist. Bekannt wurde der Ziegelfeinbau erst vom 13. Jahrhundert an. Ein wahrer Monumentalbau war die aus der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts stammende Marienkirche in Marienhase. Sie war eine Kreuzkirche mit einem dreischiffigen Langhaus von 66 Meter Länge, nur wenig kleiner als der Dom zu Minden. Im Jahre 1819 stürzte ein Teil ihres Gewölbes ein, später wurde sie abgebrochen, nur der ehemals sechsstöckige Turm, aber um zwei Stockwerke niedriger gemacht, blieb stehen. Die dem Woebdenschen Buche beigegebene Abbildung der Kirche aus der Zeit ihres langsamen Verfalls zwischen 1819 und 1829 läßt ahnen, welchen machtvollen Eindruck das schöne Gotteshaus gemacht haben muß. Mit dem Ziegelbau war der Gotik der Sieg gesichert, um 1300 entschieden. Was von alten Kirchen romanischen Gepräges stand, wurde in einzelnen Fällen eingerissen, um in gotischen Formen neu aufzubauen zu werden: zumeist aber wurden

sie durch mehr oder weniger umfangreiche Umbauten dem gotischen Stil angepaßt, verhältnismäßig wenig blieb von der neueren Bauweise unberührt.

Manches Interessante liest sich in dem Woebdenschen Werkchen auch über die innere Ausschmückung der alten friesischen Kirchen, die teilweise wertvolle Schätze mittelalterlicher Holzschnitzkunst und Steinmetzarbeiten bergen. Mit der oft sturmvollem Heimatsgeschichte des Friesenvolkes ist die Geschichte seiner Kirchen durch mannigfaltige Fäden verbunden, mehr wohl, als sonst in irgend einem Lande. Diesen Zusammenhang lebendig vor Augen führend, ist der neue Band der „Bücher im Goldenen Reif“ auch nach dieser Seite hin ein empfehlenswertes Heimatsbuch.

Lahn.

Von unseren Vornamen.

(Nachdruck verboten.)

„Hinnerk un Jan heet de meiste Mann.“ So lautet ein niederdeutsches Wort, das Einförmigkeit der heutigen Namensgebung zum Ausdruck bringt. Alt kann das Wort nicht sein, denn bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts hinein war die Zahl der gebräuchlichen Vornamen im Vergleich zu der heutigen verhältnismäßig bedeutend. Eine große Zahl alter Namen ist verschwunden. Das gilt namentlich von den niedersächsischen Landesteilen, weniger von den friesischen. In den friesischen Bezirken hört man noch heute oft altfriesische Vornamen, die durch die volltönenden Selbstlaute an Wohlklang gewinnen. So Edo, Dedo, Syabbe, Syasse, Arp, Mehno, Deco; Sibeth und Haja. Andere wieder, die nicht minder wohlklingend sind, wie Koles, Stittert, Harring, Tiard, Focke, Popte, Ulfert, Ido, Minh, Lübbert, Hero, Harke, Meinart, Riddle, Ranne, Volde, Adeke, Enno, Eybe, Redelf usw. verklingen mehr und mehr und werden nur noch da angewandt, wo sie in einer bestimmten Familie seit Geschlechtern gebräuchlich sind. Ganz anders auf der Geest unter der niedersächsischen Bevölkerung. Hier sind eine ganze Reihe von Namen verschwunden, vielfach, weil man der seltenen Ansicht war, sie machten ihren Träger lächerlich. Wir nennen die Namen Talle, Wubke, Geesche, oder die Verbindung zweier jener Namen, z. B. Wubl-Margret, Talf-Margret, Geesch-Lene u. a. m. Diese Namen sind nahezu verklungen. Eines gewissen Ansehens erfreuen sich die Namen, die in weitere Kreise gedungen sind, weil ihre Träger fürstliche Personen waren. Wer alte Urkunden durchstöbert, z. B. die Jahresrechnungen fürstlicher Haushaltungen studiert, der ist erstaunt über die große Zahl von Gesuchen, die für die neuen Sprößlinge der Familien die Patenschaft der Sprößlinge erbitten. So kommen die Namen der fürstlichen Personen in die Familien der Bürger und Bauern. In fürstlichen Familien pflegt man an gewissen Vornamen festzuhalten. Der Stammvater des heutigen dänischen Königshauses z. B. war der Graf Christian von Oldenburg. Seitdem ist der Name Christian im dänischen Hause außerordentlich beliebt. In der Gottorpischen Linie des oldenburgischen Gesamthauses, der die Großherzöge von Oldenburg und die Mitglieder des früheren russischen Kaiserhauses angehören, ist der Name Peter, den der bedeutendste russische Zar führte, sehr beliebt. Das hat wieder zur Folge, daß in den Landesteilen, die unter der Regierung gottorpscher Fürsten standen, der Name Peter als Vorname vielfach angewandt wurde. Niederdeutsche Fürsten holten sich die Lebensgefährtin vielfach aus Mittel- und Süddeutschland. Die Kinder aus solchen Ehen wurden oft nach Verwandten der Mutter genannt. So kamen mittel- und süddeutsche Namen in die norddeutschen Fürstenhöfe und auf diesem Umwege in die bürgerlichen und bäuerlichen Familien. Die Mutter des letzten und bedeutendsten oldenburgischen Grafen z. B. war eine geborene Gräfin Schwarzbürg. Ihr Sohn erhielt neben dem alten deutschen Vornamen Anton den Namen Günther, der im schwarzburgischen Hause seit Jahrhunderten üblich ist. Die Verbindung Anton-Günther aber blieb im oldenburgischen Lande ganz besonders beliebt. Der Erbgroßherzog von Oldenburg, der in Lehnhan in Holstein wohnt, hat seinen Sohn wieder so genannt. Viele der alten Namen aber sind sehr selten geworden oder bereits verklungen. Dahin rechnen wir z. B. die niederdeutschen Formen von Namen, die fast nur noch hochdeutsch angewandt werden, wie Gerd, Bernd, Harm (Hermann), Jörgens (Georg) Carsten (Christern), Dierk, Rord (Konrad), Stoffer (Christoph) u. a. m. Dazu kommen dann noch andere wohlklingende Namen, die einem in alten Urkunden und Steuerregistern oft entgegenstehen. Solche sind Hilbert, Oltmann, Ahlert, Brun, Meina, Wille, Helmarich, Gerlach, Silwert, Lüder, Sierke, Seven, Henneke, Rolf, Benno, Arend, Jost, Renke, Menke, Lüde, Ripte, Rölke, Burchard, Borges, Segelke, Reines, Theile, Egbert, Erdwin, Lüder, Wessel usw. Dahin zählen dann noch Frauennamen wie Hilla, Becka, Altmuth, Altha, Heilka, Ficken usw. Diese alten Namen sollte man wieder zur Geltung bringen. Sie reden in ihrer Mehrzahl von unserm Volkes Art und sind oft leicht auf altgermanische Wörter zurückzuführen. So erinnert Hilla an hiltja = Rumpf, Lüder und Lüdecke an hlud = Ruhm, Egbert an eke = Schwert, Helmarich an halm = Schutz, Riddle an rich = König, Rord an ruan, Gerlach an ger = Speer, um nur einige nabeliegende Deutungen zu nennen.

Die Deutschen tragen etwa seit dem 12. und 13. Jahrhundert

zwei und mehrere Namen. Seit dieser Zeit kann man von einem Vornamen im heutigen Sinne reden. Den Familiennamen bringt der einzelne mit auf die Welt. Den Vornamen wählen die Eltern. Die Wahl hat größere Bedeutung als mancher ihr beimißt. Das haben bedeutende Leute wiederholt zum Ausdruck gebracht. Goethe urteilt in seiner Lebensbeschreibung: „Der Trieb, sein Kind durch einen wohlklingenden Namen zu adeln, ist löblich, und diese Verknüpfung einer eingebildeten Welt mit der wirklichen verbreitet über das ganze Leben der Person einen anmutigen Schimmer.“ Und Theodor Storm mahnt:

Bedenk es wohl, eh' du sie taufst,
Bedeutung' sind die Namen,
Und fasse mir dein liebes Bild
Ja in den rechten Namen.

Wer einen Namen niederdeutschen Gepräges trägt, der wird in ihm allezeit einen Mahner sehen, alte Stammesart zu beherzigen und sie nach Kräften zu verkörpern.

Ueber Viehseuchen in vergangener Zeit.

Von v. d. Lüche.

(Nachdruck verboten.)

Furchtbar war das Sterben, wenn der schwarze Tod im Mittelalter in den Städten und Dörfern anklopfte, die Häuser leerte und die Gottesäcker füllte. Die Kirchenbücher und die Berichte der Chronisten enthüllen Einzelheiten, die beweisen, wie hilflos die Menschen der Seuche gegenüberstanden. Nicht minder chmüchtig aber war man auch den Seuchen, die unter den Haustieren ausbrachen, preisgegeben. Die Unzahl der Mittel, die zur Bekämpfung der Tierkrankheiten angepriesen und z. T. auch von den Verwaltungsbehörden den Landwirten zur Beachtung und Anwendung empfohlen wurden, beweisen das aufs deutlichste.

Die im Jahre 1778 gegründete Tierarzneischule in Hannover hatte in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts nur zwei Lehrer, die die Schüler in einem einjährigen Kursus ausbildeten. Von den zur Aufnahme kommenden Schülern wurde nur verlangt, daß sie geläufig schreiben konnten. Erst durch die Verfügung des Altreichskanzlers vom 27. März 1878 wurde Primareise und ein Studium von mindestens sieben Semestern verlangt. Mit der Hervorhebung der Tierheilkunde aus dem handwerksmäßigen Betrieb erfolgte die Organisation einer regelrechten Seuchengehegung. Freilich gab es auch schon vorher Vorschriften, Anordnungen, Reskripte und Regularien mehr als genug; aber es fehlte an Einheitlichkeit und Zusammenfassung und vor allem an der Gültigkeit der gesetzlichen Bestimmungen für das ganze Reichsgebiet. Die Vorbedingungen zu einer wirkungsvollen Bekämpfung der Viehseuchen waren erst gegeben, als der Norddeutsche Bund am 7. April 1869 scharfe und einschneidende Bestimmungen gegen die Rinderpest erließ und dieser Erlaß im Jahre 1872 Anwendung auf ganz Deutschland erhielt.

Die verheerenden Wirkungen der Viehseuchen in unserer engen Heimat wissen uns eine ganze Reihe von historischen Schriftstellern und Chronisten mit bereiten Worten zu schildern. Professor Dettliffe vermutet, daß die Rinderpest, die von 1712 an ungefähr ein volles Jahrhundert Deutschland heimsuchte, von Italien eingeschleppt sei. In Holstein kam sie 1714 zum Ausbruch.

Pastor Sander sagt 1721 in der „Herzborner Chronik“: „In Ditmarschen und Wilspermarisch ist das Vieh dermaßen gefallen, so daß mancher zu einem armen Manne geworden. In summa diese Landstrasse ist so groß, daß mit Worten kaum kann ausgesprochen werden. Gott nehme von unserem Holstein diese Schwere ruhe hinweg und sey uns armen Sündern gnädig.“

Nach Pratz trat die Krankheit in den Herzogtümern Bremen und Verden im Oktober 1715 in Erscheinung, und zwar zuerst im Lande Wursten. Der Fleden Lehe verlor 1716 schon 978 (Stotel: 366; Neffe 272). Die Jahre 1719, 1740 und 1745-46 (Stotel: 366; Neffe: 272). Die Jahre 1719, 1740 und 1745-46 brachten neue Krankheitswellen. Bis 1746 waren in Bremen-Verden nach Ausweis der Listen allein an der Rinderpest 31 617 Stück verendet. Wie hoch die Sterblichkeit der Kühe und Jungtiere war, beweist eine Nachricht aus Stotel, wonach 1752-53 von 1055 erkrankten Tieren 961 eingingen und nur 94 durchseuchten.

Hermann Allmers schreibt: „Die furchtbaren Viehseuchen der Jahre 1772-79 rotteten die alte heimische Rasse (in Osterstade) fast gänzlich aus; es wurde daher Zuchtvieh aus Holland geholt, dessen Abkömmlinge den jetzigen Viehbestand bilden.“ Mit diesen Angaben stützt sich Allmers wahrscheinlich auf Visbeck (1798), der in seiner „Niederweiser“ ausführlich über das Auftreten und die Wirkung der Rinderpest in Osterstade berichtet. Die Folgen der Krankheit bestanden außer den harten Verlusten besonders darin, daß häufig umfangreiche Angstverkäufe und Angstschlachtungen vorgenommen wurden, wodurch die Auszucht fast vernichtet wurde. Wenn man sich vorstellt, was für Verluste der Viehstand durch diese Seuchen erlitt, so wird man sich leicht vorstellen können, daß die Viehseuchen ein großes Hindernis für die Viehzucht waren. Mit der Vernichtung des Viehbestandes sanken auch die Pachtpreise für Weiden und Heuländeren empfindlich. Aus dem Gefühl der Machtlosigkeit und Hilflosigkeit gegen das Viehsterben erwuchs die Suche nach geeigneten Gegenmitteln. Durch eine Verordnung vom 15. September 1682 empfahl die schwedische Regierung folgende Anwendung:

Zunächst muß eine sorgfältige Beobachtung der gefährdeten Tiere eintreten. Jeden Morgen und Abend muß der Landwirt die Zunge der Tiere genau daraufhin ansehen, ob sich gelbe, weiße oder schwarze Blattern zeigen. Gesundem Vieh soll das Maul mit Schwefel, Büchsenpulver und Salz zur praeservation eingerieben werden. Erkrankten Tieren innerhalb sechs bis acht Stunden die Zunge mit einem eisernen Instrument scharf abgetragen und dann mit Salz und starkem Weinessig abgewaschen werden. Zur Linderung des Schmerzes wird das Bestreichen der Zunge mit Honig angeraten.

Die Zahl der von Praktikern und Quacksalbern angepriesenen Mittel geht in jener Zeit ins Ungeheure.

Unter den bei Pratz abgedruckten Berichten, die an die Regierung in Stade gesandt wurden, sind solche aus Stadt Stade, Villenthal, Lehe und Dorum. Besonders ausführlich berichtet auch (1745) Tante Sibbern aus dem Lande Wursten. Er hatte den damals weithin bekannten Schmied Johann Mahler aus Rißbüttel nach dessen Auffassung eingehend befragt. An Einzelbeispielen aus Imsum und Wermen zeigt er in seiner Darstellung die Wirkungsweise der Mahlerschen Heilmethode.

Die allgemeine Not bewirkte natürlich eine ausgedehnte literarische Auseinandersetzung über die Verbreitung und Bekämpfung der Rinderpest. Neben Pratz, der in „Altes und Neues“ sich mit der Materie gründlich befaßt, ist es auch sein Sohn, der mehrfach darüber schreibt.

Der Kollaus der Schweine soll angeblich um 1860 im Bezirk Bremen-Verden nur dem Namen nach bekannt gewesen sein.

In den Wintern der Jahre 1879 und 1880 raffte die Leberkrankheit erhebliche Bestände dahin. Von großen Herden gingen ein Drittel bis zwei Drittel ein, ja, von hundertköpfigen Herden blieb manchmal nicht ein einziges Tier am Leben. In den Marschländern war der Verlust positiv und relativ geringer, weil hier weniger Schafe gehalten und diese auch räumlich getrennter gezogen werden.

„Klinkerberg.“

Von R. Bedhusen, Geestemünde.

(Nachdruck verboten.)

Wer die Liste der Findorfkolonien des Teufelsmoores durchsieht, findet für das Jahr 1783 nur eine einzige Gründung verzeichnet, nämlich die Kolonie „Fünfhausen“. Wenn der Wanderer sich aber nach dem Ort dieses Namens im Moor erkundigt, so wird er bei den meisten Bewohnern nur ein Schütteln des Kopfes als Antwort erhalten. „Fünfhausen“ ist den „Düwelmoorschen“ ein unbekannter Begriff, und doch ist der Ort von seinem Gründer, dem Moorkommissar Findorf, auf jenen Namen getauft. Der Volksmund aber nennt die Kolonie „Klinkerberg“, und wenn der Moorbewohner diese Ortsbezeichnung ausspricht, so huscht über sein Gesicht ein eigentümlicher Ausdruck, in dem sich Hohn und Verachtung ausdrückt; denn, das Wort „Klinkerberg“ hat im Moor keinen guten Klang.

1783 gegründet, steckte der Ort noch fast ein halbes Jahrhundert später in den Rinderschuhen, während andere Kolonien in verhältnismäßig kurzer Zeit schon eine Entwicklung nach der guten Seite zeigten.

„Klinkerberg“ blieb zurück, und das mußte einen Grund haben.

Die Kolonien des Teufelsmoores wurden besiedelt von der Geest. Arbeitsfreudige Menschen eilten ins Moor, um sich hier eine neue Heimat zu gründen und in harter Arbeit den Grund zu späterem Wohlergehen zu legen. Aber unter den Kolonisten befanden sich auch räubige Schafe. Menschen waren es, denen die Arbeit nicht die Hauptfache war. Für Richtstuer aber hatte das Moor keinen Platz, und diese zweifelhaften Menschen fanden sich in „Klinkerberg“ zusammen, das so zu einer „Strafkolonie“ wurde.

Luis Westkirch, die bekannte Romanschaffstellerin, die ihre Stoffe vielfach aus dem Teufelsmoor nimmt, nennt die ersten Bewohner Klinkerbargs „Tatern“, das eine plattdeutsche Bezeichnung für Zigeuner ist. „Tatern“ waren die Klinkerbarger zwar nicht nach ihrer Abstammung, wohl aber nach ihren Eigenschaften. Arbeitscheu, träges Umherlungern und nicht zuletzt die langen Finger waren wahrhafte „Zigeunertugenden“. Ihre ersten Behausungen waren Hütten, deren Heiddach die Erde berührte. Nur schwer fand ein Sonnenstrahl seinen Weg hinein, da Fenster ein unbekannter Luxus waren. Innen dunkel, sollte ihre Hütte auch außen ein dunkles Dasein führen. Während sonst die Kolonisten im Moor ihre sauberen Häuschen mit einem Kranz duftender Birken umgaben, deren weißen Stämme hell leuchteten auf dem dunklen Boden, umpflanzten die ersten Klinkerbarger ihre Hütten mit düsteren Tannen, die dicht an dicht standen, und so das „Taternhaus“ vor jedem neugierigen Blick schützten.

Dunkel war das Haus, dunkel seine Umgebung, und dunkel war auch das Tun seiner Bewohner.

Die reichen Bauern des Ortes „Teufelsmoor“, jener alten Siedlung, wußten ein Lied davon zu singen. Als Händlerinnen zogen die Klinkerbarger Weiber durchs reiche Dorf, gingen von Haus zu Haus und feilschten und bettelten und — stahlen.

Eine Bäuerin hatte einst einen Ofen voll Brot gebacken. Nun lagen die schön geratenen leckeren Brote in langer Reihe auf dem

Bört in dem in ziemlicher Entfernung von dem Wohnhause stehenden Bachhause. Abends schloß sie die Tür sorgfältig ab und freute sich noch einmal zu dem Gelingen ihrer Arbeit. Wie sollte das frische Brot morgen munden!

Aber es kam anders wie sie es sich ausgemalt. Keins der Brote wurde im Bauernhause verspeist, wohl aber ließen es sich die Klinkerbarger munden!

Jeder Bauer des Ortes „Teufelsmoor“ mußte damit rechnen, daß im Sommer, während des Weideganges, eines seiner Tiere in die Töpfe der „Latern“ wanderte.

Wohl wußte man, wo die Spitzbuben saßen, doch mochte niemand etwas unternehmen, um nicht noch Ärgeres heraufzubeschwören. Nicht umsonst führte einer der schlimmsten Klinkerbarger den Namen „Hahnenkeerl“. Er trug diesen Ehrennamen nicht allein wegen des von ihm betriebenen Hühnerhandels, sondern, weil er wiederholt den „roten Hahn“ auf die Strohdächer setzte. Als Dieb und Brandstifter lernte er auch die Zuchthäuser innen kennen, bis es endlich gelang, ihn nach Amerika fortzukaufen.

Den Schlimmen war man los, doch ein Schlimmerer kam wieder aus dem düsteren Klinkerbarg, der schrecklichste Mensch, den je das Moor gesehen: Martin Kaiser. Die halbe Zeit seines Lebens verbrachte er in Strafanstalten und Zuchthäusern. Alle Verbrechen, die es nur gab, hatte er auf dem Kerbholz, und so ist es wohl zu verstehen, daß damals die Mütter im Moor, wenn ihre Buben nicht zu Bett finden konnten, nicht mit dem bekannten „Bummann“ drohten, sondern das Kommen Martin Kaisers in Aussicht stellten. Dann schlüpfte auch der beherzte Junge schnell ins Bett und zog die Decke tief übers Gesicht.

Noch heute bildet der böse Martin Kaiser häufig am „Flett“ an den langen Winterabenden den Gesprächsstoff. Alte erzählen von seinem Tun und Treiben, wenn die Flamme warm und hell am „Flett“ prasselt.

Buben und Mädels hören den Schaudergeschichten gespannt zu. Nur gut, daß es nicht mehr Wirklichkeit ist, was man am Herdfeuer erzählt. — Es war einmal —

Auch die Bewohner des heutigen Klinkerbargs sind nicht mehr so wie die Vorfahren. Die Zeit hat die Sitten gemildert. Aber der Makel der ersten Bewohner der Kolonie „Klinkerbarg“ haftet selbst den heutigen noch an, und verächtlich wird ihnen noch in der Gegenwart bei passender Gelegenheit zugerufen: „Du bist io man'n Klinkerbarger!“

Die Benutzung der Quackenwurzel zum Brot.

Von J. J. Cordes, Bremerhaven.

(Nachdruck verboten.)

Die Leidenszeit des Krieges legte dem deutschen Volke unfähliche Entbehrungen auf. Aber auch in der Vergangenheit haben Hungersnöte, Krankheiten und Bleichseuchen bittere Zeiten in unser Volk getragen, und die Regierungen trafen daher Vorsorge, solchen Hungerjahren zu entgehen.

Diesem Bestreben trägt auch ein Erlass der Königl. Hannov. Landdrostei Stade vom 4. Juni 1847 Rechnung, wenn sie in einer „Befanntmachung betr. die Benutzung der Quackenwurzeln zum Brode“ die Gemeindevorsteher ihres Verwaltungsbezirks darauf hinweist, in welcher Weise die überall als lästiges Unkraut wachsenden Quacken der Ernährung dienstbar machen können.

Das empfohlene Verfahren ist im wesentlichen folgendes: Die Wurzeln werden nach dem Sammeln durch rasches Spülen und Schwenken im Wasser von der Erde befreit, nach dem Abtrocknen auf der Hackellade in Büscheln zusammengelegt und wie Hacksel zerschnitten.

Die Stücke werden hierauf im Sommer an der Sonne oder in kälterer, feuchter Jahreszeit auf dem Ofen, der Maiz- oder Obst-darre oder im Backofen gut getrocknet; sodann entweder allein oder mit einem Zusatz von Korn auf der gewöhnlichen Mahlmühle gemahlen und sorgfältig von der Kleie gereinigt. Das auf diese Weise gewonnene Mehl ist gelblich-weiß und von angenehmen Geruch. Die Kleie kann übrigens als Futter für Schweine und Hornvieh gute Verwendung finden.

Aus diesem Mehl wird unter Zusatz einer verschiedenen Quantität Kornmehl und Sauerteig Brot gebacken. Die verschiedenen geprüften Verfahren führten zu folgenden Vorschlägen:

1. Eine Mischung von zwei Dritteln Quackenwurzelmehl (1 11/32 Pfund) und ein Drittel Kornmehl (2 1/32 Pfund) geben ein gutes gegorenes 2-Pfund-Brot von gutem Geschmack.

2. Drei Viertel Pfund Quackenwurzelmehl (1 16/32 Pfund) und ein Viertel Kornmehl (16/32 Pfund).

3. Sieben Achtel Quackenwurzelmehl (1 24/32 Pfund) und ein Achtel Kornmehl (8/32 Pfund) ergeben ein minder gut gegorenes, aber noch genießbares Brot.

Reines Quackenmehl liefert ein weniger konsistentes Brot, wird aber noch höher bewertet als das Hferbrot. Soweit die Anweisungen.

Ob damals wirklich praktische Verwendung von diesem Ratsschlage gemacht worden ist, konnte nicht festgestellt werden.

Wildenten auf der Niederweser vor 80 Jahren.

In seiner 1842 zu Dresden erschienenen „Norddeutschen Reise“ erzählt der Pastor und Bildnismaler Otto Friedrich Wehrhan eine am 20. November 1840 ausgeführte Dampfersahrt von Bremen nach Bremerhaven. Dabei kommt er mit folgenden Worten auf den damaligen Reichtum der Niederweser an Enten zu sprechen: „Einen sehr unterhaltenden Anblick gewährten auf dieser Fahrt die Tausende, ja, die Hunderttausende von wilden Enten, die in schwarzen Wolken, wie wir sie bei uns nur zuweilen von Storchwärmen gebildet sehen, oft vier bis sechs solcher Wolken zugleich, hier hoch über unseren Häuptern leichte Schwünken machten, dort näher dem Wasser oder an den weiten Schiffsgefilen des Ufers pflögen; besonders närrisch der Anblick, wenn sie in langen Linien so nahe über dem Spiegel des Stromes hinflatterten, daß es schien, als rennten sie auf dem Wasser.“

Selbst wenn die ziffermäßige Schätzung Wehrhans in Zweifel zu ziehen ist, bleibt dennoch seine Schilderung eindringlich genug, um den großen Unterschied zum heutigen Zustand erkennen zu lassen. An dem Rückgang sind nicht zum letzten die Vögeltojen und die Massenschießereien auf den nordfriesischen Inseln und den Küstengewässern Schleswig-Holsteins schuld, zählen doch dort Tagesbeuten von 300 bis 400 Vögeln als Ergebnis eines einzigen Fanges bezw. einer einzigen Jagd mit Hilfe schnellfahrender Motorboote nicht zu den Seltenheiten. Die weidgerechten Jäger und die naturföhrerisch eingestellten Bevölkerungsteile drängen darum immer wieder zu gesetzlichen Maßnahmen gegen diesen Massenmord, denn er ist eines Kulturvolkes unwürdig.

Imkerbeile.

Daß die Volkskunde trotz intensiver Forschung, die namentlich in den letzten Jahren zur Veröffentlichung umfassender und tiefgründiger Werke führte, noch immer ihre Stoffe nicht erschöpft hat, beweist ein eigenartiges Gerät aus dem Handwerk des Imkers oder Bienenwirtes: das Imkerbeil. Tatsächlich ist dieses Thema bislang nirgends erörtert worden. Das Imkerbeil darf als Innungszeichen angesprochen werden, wenn auch die Wissenschaft darüber schweigt. So werden Stücke in Hannover, Celle, Lüneburg, Bergen bei Celle und in Hermannsburg, also in hannoverschen Heimatmuseen, gezeigt. Erst jetzt teilt Mag. Böcker-Eschede, der dem Imkerbeil eine zwanzigjährige, unermüdete Forschung gewidmet hat, einige Einzelheiten mit. Er ist mit dem Vorkommen dieses eigenartigen Gerätes, besonders im südlichen Teil der Lüneburger Heide nachgegangen. Nun hat es allerdings kaum den Anschein, als käme das zumeist durch handwerkliche Schönheit ausgezeichnete Gerät ausschließlich in Niedersachsen vor. Der verdienstvolle Mag. Böcker übersieht das. Nachrichten über das Vorkommen auch in anderen Bienenzuchtgegenden Deutschlands und benachbarter germanischer Länder müßten daher von besonderem Interesse sein. Nach den Gewährsleuten Böckers kam das Imkerbeil vor allem am Imkersonntag zu Ehren. Nach gemeinsamen Kirchgang (das Beil wurde mit in die Kirche genommen) stellten sich die Imker, die Beirlinge nicht ausgenommen, vor dem Gotteshaus auf. Der Altimker hielt Musterung. Wer seine Bienen nicht in Ordnung hatte, wurde ausgezankt, besonders die Beirlinge. War die Musterung beendet, ging's in den „Krug“. Sah jemand am Tisch, so schlug der Altimker mit seinem „Bannhammer“ auf und sagte: „Platz hier! Heute ist unser Imkersonntag, uns gehört der Tisch!“ Der Bannhammer war ein Imkerbeil wie die anderen auch, nur auf der einen Seite war ein Anlauf zum Aufschlagen angeschmiedet. Auch ging der Oberimker mit dem Bannhammer zu den Bienenkörben und schlug an diese, dabei leise sprechend. Er wollte dann das Rauben der Bienen in fremden Körben verhüten. Schließlich sollten die Imkerbeile auch zum Abhauen der Zweige beim Schwärmen der Bienen benutzt worden sein. Zur Zeit Napoleons I., der ein erklärter Freund des Honigs war, mußten sich die Imker durch ihr Imkerbeil legitimieren.

Bermischtes.

* Das Ende des Kiebiheier-Schmauses. Aus dem Schleswischen wird uns geschrieben: Im Schleswischen, dort, wo der Fluß Eider, reiches flaches Weideland durchfließend, sich der Nordsee nähert, ist der Kiebiß, der muntere Vogel mit den galanten Segelflügen, zu Hause. Das Sammeln von Kiebiheiern war in dieser Gegend — und zwar um diese Jahreszeit — immer lukrativ. Der Kiebiß jedoch mußte als „Naturdenkmal“ vor dem Gaumen der Feinschmecker, deren schönstes Naturdenkmal ihr Magen zu sein pflegt, geschützt werden, und so wurde das Sammeln von Kiebißeiern durch eine ministerielle Verfügung verboten. In Friedrichstadt an der unteren Eider befanden sich seit Jahrhunderten zwei Sammelstellen, die jährlich 5000 bis 6000 Kiebiheier zum Versand brachten. Zur Zeit des Altreichstanzers Bismarck, der zum Geburtstag am 1. April stets 101 Kiebißeier von Getreuen aus Jeve erhielt, kosteten die Eier 7 bis 15 Mark das Stück, später 1 bis 2 Mark.